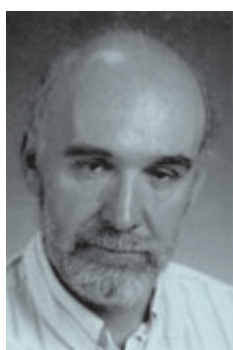


Lehrerinnen und Lehrer betrachten ihr zerbrochenes Spiegelbild

Belauschter Alltag

- Was machen Sie im Leben?
- Hmm, Lehrer/in.
- Ah so! Interessant. Nicht zu anstrengend? Die Ferien . . .
- Spöttisches Lächeln der betroffenen Lehrkraft. Natürlich! Drei Monate Ferien, wenige Arbeitsstunden, ein Flohnerleben.



Christian Léchenne
Berufsschullehrer

Übersetzung:
Verena E. Müller

Humor oder Wut. Seit Jahrzehnten müssen sich Lehrkräfte dieselben Dummheiten anhören. Das Bedürfnis, ihre Missbilligung laut hinauszuschreien, sich grün und blau zu ärgern, die menschliche Dummheit zu verfluchen, weicht oft einer erzwungenen Erschöpfung. Gewinnen wir etwas Abstand, lassen wir den engen Rahmen unseres Berufes hinter uns und versuchen wir, das öffentliche Urteil zu verstehen und zu analysieren, dieses Bild, das an der Haut der Lehrkräfte klebt und das sie so gerne los würden.

Jean Housseye definiert die pädagogische Situation als Dreieck, das sich aus drei Elementen zusammensetzt: Lehrkraft, Lernender und Wissen. Jede Pädagogik drückt sich als eine vorrangige Beziehung zwischen zwei Elementen unter Ausschluss des Dritten aus. Die Pädagogik ändern heisst entweder die Grundbeziehung oder das Vorgehen ändern. Dieses Vorgehen ist mit der Geschichte der pädagogischen Ideen und der damit verbundenen Praxis verknüpft und bestimmt gleichzeitig das Bild des Lehrers und seine Rolle in der Öffentlichkeit.

Der Lehrprozess: Entstehung und Weiterleben des Magisters

Dieser Prozess legt das Schwergewicht auf den Unterricht und die Vermittlung von Wissen sowie die Priorität der Beziehung zwischen Meister und Wissen. Der Schüler als Objekt ist aus diesem Prozess ziemlich ausgeschlossen.

Aus historischer Sicht lässt sich der Beruf des Lehrers ohne allzu grosse Schwierigkeiten mit der gesellschaftlichen Lage in einen Zusammenhang bringen, mit der allgemeine wie technische Bildung verknüpft ist. Eine Konstante lässt sich quer durch das Schulsystem hindurch verfolgen; während Jahrhunderten half es mit, sie zu produzieren und zu reproduzieren: der Gegensatz von handwerklich und nicht-

handwerklich, der Gegensatz von Handwerkern und Intellektuellen. Sozio-historische Analysen und insbesondere die bemerkenswerte Studie eines Schweizer Soziologen, André Pitat, *«Ecole, production et reproduction»*, fassen die Verbreitung der Schrift und die Schaffung der allgemein bildenden oder technischen Schulen in vier grossen Schritten zusammen.

Im Mittelalter herrscht die Kirche und die Kathedralenschulen bilden Priester, Kanzlisten und Beamte aus. Die vorherrschende Art der Wissens- und Wertevermittlung ist die mündliche Weitergabe. In den mittelalterlichen Städten ist die direkte, zunftmässig organisierte Lehre die Regel und die Schule bildet eine Ausnahme, die sich an eine Minderheit richtet. Mit der städtischen Entwicklung entsteht eine eigentliche schulische Revolution. Das Entstehen kleiner städtischer und Zunftschulen prägt das Bild; sie entstehen zunächst in den grossen italienischen Städten und dann in den grossen Städten Europas und werden von künftigen Kaufleuten und Gelehrten besucht. Gleichzeitig erlaubt die Entstehung der von der Kirche verhältnismässig unabhängigen Universitäten die Schaffung der ersten juristischen und medizinischen Fakultäten, welche von der bürgerlichen, städtischen Elite besucht werden. Im Mittelalter bahnt sich die Vorherrschaft der Buchkultur über die gelebte Kultur ihren Weg, eine Entwicklung, welche die Humanisten der Renaissance bekräftigen.

Im 16. Jahrhundert treten wir mit dem Entstehen der Kollegien in eine dritte Phase ein. Auf breiter Ebene verbreiten sie eine geschriebene, griechisch-lateinische Kultur. Die soziale Herkunft der Absolventen beschränkt sich auf Adel, Bürgertum, Kaufleute und Handwerker. Die Söhne der Lohnempfänger, der Hausangestellten, der Tagelöhner und der Bauern fehlen in diesen Kollegien vollständig. Immerhin unternimmt die Kirche Bildungsanstrengungen mit Hilfe unentgeltlicher Schulen, die eine Ba-



sisbildung und -erziehung vermitteln. Andererseits entstehen in den Kollegien – unter der Leitung von Jesuiten und den ersten Reformatoren – jene Schulstrukturen, die unser Schulsystem bis heute prägen: Schulhausbauten, Klassenzimmer, Organisation des Unterrichts nach Fächern mit einem sehr strikten Stundenplan, Selektion und Beurteilung sowie Disziplin und Härte. Schliesslich liegt in dieser Epoche der Beginn jenes Dualismus von zwei Ausbildungstypen, der während mehreren Jahrhunderten fort dauern sollte.

Die vierte Etappe im 19. Jahrhundert sieht die Entstehung der staatlichen Schulsysteme und der allgemeinen Verbreitung der geschriebenen Kultur. Die Entwicklung des modernen Staates läuft parallel zur industriellen und technischen Revolution sowie der kapitalistischen Produktionsweise, welche die Entwicklung der obligatorischen Schule aufgrund einer grossen Schulbürokratie bestimmt. Das 19. und 20. Jahrhundert organisieren die Schule nach dem Muster, das frühere Epochen vorzeichneten und behalten den Grundsatz einer Schule mit zwei Geschwindigkeiten bei. Eine Primarschule, deren Fortsetzung in der Lehre für die handwerklichen Berufe besteht sowie eine Sekundarschule nach dem Vorbild der Schulen des Ancien Régime, die auf lange Ausbildungswege des akademischen Typus vorbereitet.

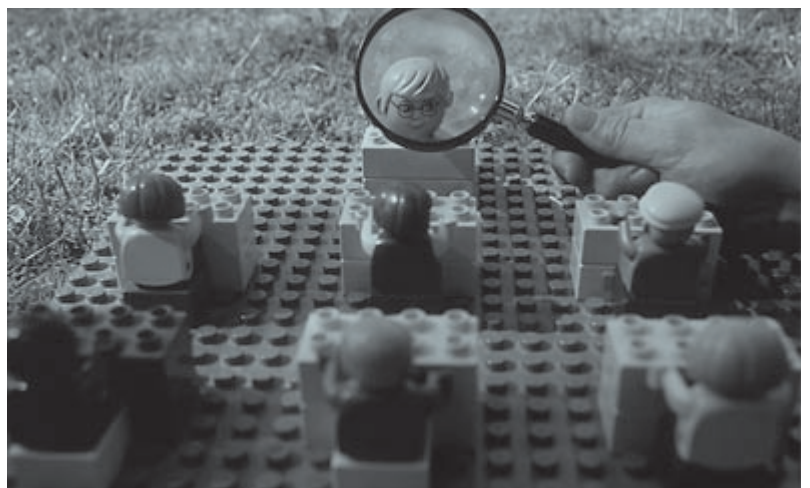
Schliesslich beobachten wir, dass die Entwicklung unserer Schulsysteme die Minderbewertung der mündlichen Kultur und die Vorherrschaft des Schriftlichen, die Unterlegenheit der Hand und die Überlegenheit des Geistes fest schrieb und dass sie auf diese Weise dazu beitrug, Herrschaftsverhältnisse zu schaffen und zu zementieren.

Diese ausführliche historische Einführung schien uns notwendig, um das legendäre, überlieferte Bild des Lehrers nachzuzeichnen, sei er Volksschullehrer, Professor oder Berufsschullehrer. Tatsächlich ist diese Gestalt des Magisters, die während Jahrhunderten vorherrschte, in unseren Erinnerungen noch sehr gegenwärtig. Der Lehrer, der über seine Schüler eine absolute Macht ausübt, der mit seiner Autorität und seinem Wissen Schrecken verbreitet, war während langer Zeit die Verkörperung und die Garantie einer ernsthaften, wirkungsvollen Ausbildung. Gemeinsam mit der traditionellen Erziehung in der Familie verteilte der Magister Ermutigungen und vor allem strenge Strafen an die Adresse jener, die es wagten, die Schulordnung zu stören. Trotz der geringen Entlohnung war das Sozialprestige gross, das Ansehen des Lehrers war allgemein anerkannt. Es ist unglaublich, dass nie eine Revolte ausbrach, trotz all der Schikanen und Demütigungen, die tausende von Schülern erduldeten, weil alles nach einer absoluten und unwandelbaren Ordnung zu funktionieren schien. Der Wandel ergab sich erst viel später.

Der Lehrprozess: der schöne Monat Mai und seine pädagogischen Dilettanten

Typisch für den Lehrprozess ist die wichtige Beziehung von Lehrer und Schüler sowie die Definition der Regeln, die diese Beziehungen und den Platz des Wissens bestimmen.

Jede gesellschaftliche Unbeweglichkeit führt zum Gegenteil. Das Übermass an Ordnung und Strenge des traditionellen Schulsystems hatte



mehr oder weniger grosse Unordnungen zur Folge. Lange Zeit war Schulschwänzen der einzige Weg, um der Strenge des Schulmeisters von einst zu entgehen; in den Sechzigerjahren

entstand eine Protestbewegung, die sich über die ganze Welt ausbreitete. In den Vereinigten Staaten und in Europa erschütterte der Studentenprotest zahlreiche Schulen und Universitäten. Ihren Höhepunkt erreichte diese Bewegung mit den Unruhen im Mai 1968 in Frankreich, als sich verschiedene Jugendbewegungen zusammenfanden und die Werte in Frage stellten, die der Gesellschaft und ihren Institutionen zu Grunde lagen. Universitäten und Gymnasien sind die Zielscheibe der studentischen Forderungen. An erster Stelle steht die Infragestellung der Autorität und die verkalkte



gers hiess. Bei der ansteckenden Begeisterung der neuen Pädagogen sind alle Hoffnungen gestattet und dies begünstigt zahlreiche mehr oder weniger erfolgreiche Experimente. Mehr oder weniger berühren diese Erneuerungsbewegungen die offiziellen Schulen und sie werden zum Auslöser wichtiger Schulreformen in ganz Europa und in gewissen Schweizer Kantonen.

traditionelle Schule. Die neuen Werte heissen Spontaneität, Kreativität, Fantasie, Geselligkeit, und die neuen Pädagogen versuchen, sie in ihr Bildungsprogramm einzubauen.

Neue Pädagogen haben Konjunktur. Die anti-autoritäre Erziehung eines Neill in England, die institutionelle Pädagogik in Frankreich, die nicht-direktive Pädagogik von Rogers beispielsweise verwirklichen den langen Weg der Erneuerung, die versuchen, die traditionelle Schule umzubauen. Denker von Montaigne bis Rousseau, über Dewey, Montessori, Decroly, Claparède oder reformfreudige Lehrkräfte wie Célestin Freinet nahmen die pädagogische Befreiung der Siebzigerjahre vorweg.

Das Schlüsselwort, das für diese pädagogische Flutwelle steht, heisst Freiheit. «*Die Freiheit zu lernen*», wie das berühmte Werk von Carl Ro-

Der Lehrer, zum liebenswürdigen Unterhalter eines schulischen Club Méditerranée geworden, erlebt in dieser Epoche seine eigentlichen Flitterwochen. Der Lehrer als Kumpel hat seine Macht in die Urne der pädagogischen Autonomie gelegt und scheint alle Konflikte und Disziplinprobleme hinter sich gelassen zu haben, die vorher seinen Alltag überschatteten. Kinder und Jugendliche sind Könige, die nach Lust und Laune und dem Gesetz der geringsten Anstrengung folgend entscheiden, ob sie lernen oder nicht lernen wollen. Aber ach, die schönen Utopien des Mai 68 zerschellen an der harten schulischen und institutionellen Wirklichkeit. Das Leben in der Gruppe erfordert nämlich ein Minimum von Zwang und Regeln, die jeder akzeptieren muss. Die Freiheit als absolutes Recht lässt sich nicht leben und schnell wird sie zur Totengräberin zahlreicher pädagogischer Selbstverwaltungsexperimente.



So findet sich schliesslich der desillusionierte Lehrer der 80er Jahre nackt und ohne Kompass. Zwischen den beiden Extremen, wie sie der einstige Magister und der sich anbietende, in seinen Träumen verlorene Lehrer darstellen, lebt der Lehrer als Pädagoge zwischen den beiden Bildern hin und her gerissen, und diese unbequeme Wirklichkeit bringt ihn zutiefst durcheinander. Das Bild, das er der Öffentlichkeit vermittelt, ist um nichts besser. Als bezahlter Beamter, der weniger arbeitet als andere und über unvorstellbar lange Ferienwochen verfügt, erregt er gleichermassen Neid und Spott. Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung macht die Sache nicht besser.



Der Lernprozess: Der Lehrer-Manager erscheint auf der Bühne

In diesem Prozess legt man das Schwergewicht auf die unmittelbare Beziehung zwischen Lernendem und Wissen. So weit wie möglich läuft der Zugriff auf das Wissen nicht mehr über die Lehrperson. Ihre Rolle ist jene des Vorbereiters, des Begleiters der Lernsituation.

Um extreme und sich widersprechende Bilder miteinander zu versöhnen und Balsam auf gewisse Wunden zu giessen, ist es keine Lösung, auf eine sehnsüchtig erinnerte und oftmals verklarte Vergangenheit zurückzugreifen. Seit dem Beginn der 80er Jahre richtet die Mehrheit der Bildungsforscher sowie die sich daraus ergebenden Methoden ihr Augenmerk auf den Lernakt, womit sie die Entdeckungen der Pioniere der Entdeckungspädagogik weiterentwickeln. Mit einer wichtigen Entwicklung der kognitiven Psychologie, einem besseren Verständnis des menschlichen Gehirns, einer Konzentration auf den Lernenden, bildet sich die Pädagogik als autonomes Feld heraus. Die Pädagogik der Ziele, die Pädagogik der Projekte und vor allem eine differenzierte Pädagogik erlauben, ein Leitmotiv wieder aufzugreifen, das regelmässig wiedergekaut und selten umgesetzt wird: lernen zu lernen.

Einerseits beobachtet man – die richtigen Dinge kommen stets wieder – eine Wiederkehr der Bedeutung der Kenntnisse, was die neuen pädagogischen Schulen vernachlässigt hatten. Folgerichtig kann sich der erneuerte und sicherere Lehrer die Umrisse eines neuen Berufes vorstellen. Künftig wird der Lehrer, sei er Generalist oder Spezialist, ein Wissensverwalter, eine Fachperson für Lernen und Kommunikation sein. Er ist ferner ein Spezialist für die Komplexität seines Berufes und ist fähig, jene zahlreichen kleinen Entscheide zu fällen, welche die Schwierigkeit und den Wert seiner Aufgabe ausmachen. Schliesslich ist die Lehrtätigkeit eine umfassende Arbeit, die vor allem ein Da-

sein-können erfordert, das ebenso bedeutsam ist wie die didaktischen Fähigkeiten. Unterrichtet man nämlich mit dem Kopf, unterrichtet man genau so oft mit seinem Körper, seinem Herzen und seinen Eingeweiden . . . und der Rest ist oft nur Literatur.

Sozio-pädagogische Ekographie

Gesellschaftliche Vorstellungen sind ein Schlüsselbegriff der Soziologie und der Gesellschaftspsychologie. Sie erlauben, das Funktionieren von Gruppen über die Bedeutung der Vorstellungen und der Symbole besser zu verstehen, die oft der Motor gesellschaftlicher Tätigkeiten sind. Gesellschaftliche Vorstellungen sind die Summe von Glauben, Meinungen, die eine Gruppe in Bezug auf ein bestimmtes gesellschaftliches Objekt teilt. Sie sind also Sinnträgerinnen.

So ist das Bild, das sich die Öffentlichkeit von der Mehrheit der Lehrkräfte macht, je nach Gruppe anders. Die begüterten Schichten, durch ihre Schulbildung aufgewertet, der sie oft ihren gesellschaftlichen und beruflichen Erfolg verdanken, haben ein sehr positives Bild vom Lehrberuf . . . Völlig anders sieht es bei benachteiligten Schichten oder in der Mittelklasse aus, die vielfach zu den von der Schule Ausgeschlossenen zählen. Tatsächlich gibt es viele Leute, die mit der Schule, deren Demütigungen und Niederlagen sie erlitten, noch eine offene Rechnung haben. Als wichtige Mitschuldige, die an einer besonders selektiven Schule beteiligt sind, werden die Lehrer oft zu Sündenböcken, denen alle schulischen Übel angelastet werden.

Der Lehrberuf zählt zu den Berufen mit einem so genannten hohen psychologischen Risiko, wie es für alle Berufe im Sozialbereich typisch ist. Nach Freuds Aussage gehört er zu den unmöglichen Berufen. Je nach Schultypus sind 25 bis 30 Lektionen zu erteilen. Es ist klar, dass diese Lektionen nicht gleichbedeutend mit den von den Lehrkräften tatsächlich geleisteten Arbeitsstunden sind. Die Vorbereitung der Schulstunden, die Lektüre von Unterlagen und Fachliteratur, Korrekturen, Mitarbeit in Arbeitsgruppen, Weiterbildung, um nur einiges zu nennen, erfordern ziemlich viel Zeit.

Die genaue Berechnung der von Lehrkräften geleisteten Arbeitszeit ist in der Praxis ziemlich unmöglich. Geht man von einem Koeffizienten aus, der zwischen 1,6 und 2 auseinanderklafft, kommt man bei einem Berufsschullehrer mit einem Wochenpensum von 25 Lektionen mindestens auf 40 bis 50 Stunden.



Die Anzahl Arbeitsstunden kann die Last und Ermüdung, die Unterrichten darstellt, nicht widerspiegeln. In Wirklichkeit führt die stete Anwesenheit der Lehrkraft vor einer Gruppe Lehrlinge zu besonders hoher Anspannung und Stress. Die fortwährende Kontrolle dessen, was man tun oder sagen wird, ist auch nach Jahren der Erfahrung nicht selbstverständlich. Im Rahmen der gegenwärtigen, verhältnismässig traditionellen Vorstellung vom Lehrberuf ist diese

tägliche «Ein-Mann-Schau» erschöpfend, trotz aller Befriedigung, die sie den Lehrkräften verschafft.

Zudem sind Lehrkräfte oft ebenfalls Familienmütter oder -väter. Obschon ihnen die verhältnismässig langen Ferien gewisse Vorteile verschaffen, sind sie während des Schuljahres im Allgemeinen in ihrer Familie wenig «anwesend». Die tägliche Erschöpfung, die Vorbereitungen und die Korrekturen, die oft abends oder am Wochenende erledigt werden, machen aus der Lehrperson eine ewige Abwesende im Familienleben. Wir sind uns allerdings bewusst, dass dieses Problem für die Gesamtheit der Berufe gilt, wenn man die Bedeutung in Betracht zieht, die man ihr in unseren modernen Gesellschaften und insbesondere in der Schweiz beimisst, wo die Arbeitszeit vielfach 40 Stunden überschreitet.

Können wir weiterhin wegschauen und ein echtes Problem unter den Teppich kehren? Berufsschullehrer sollen keine pädagogischen Zwangsarbeiter sein, die vorzeitig von ihrer Aufgabe abgenützt sind, was allzu oft über das vernünftige Mass hinausgeht. Lehrkräfte, angesichts der Anforderungen ihrer Arbeit und

der geringen gesellschaftlichen Anerkennung, geraten zwischen Hammer und Amboss, sind oft ausgelaugt und frustriert. Ausser einigen schwarzen Schafen, die es in allen Berufen gibt, sind Lehrpersonen keine Profiteure oder Faulpelze. Sie haben diesen Beruf nicht wegen der Ferien oder der Garantie eines beamteten Arbeitsplatzes auf Lebenszeit gewählt.

Berufsschullehrer auf der Suche nach einem Credo

- Wir haben diesen Beruf gewählt, weil wir die Jungen mögen.
- Wir haben diesen Beruf gewählt, weil wir gerne gewisse Kenntnisse weitergeben.
- Wir haben diesen Beruf gewählt, weil wir in den Unwettern, die wir durchleben, seien sie politisch, wirtschaftlich oder gesellschaftlich, überzeugt sind, dass Bildung und Ausbildung jene Leuchttürme bleiben, die ein schlimmeres Abdriften verhindern.
- Wir haben diesen Beruf gewählt, weil wir seine Belastungen nicht fürchten und bereit sind, den nötigen Wandel anzunehmen.
- Wir haben diesen Beruf gewählt, weil wir ihn lieben.